

Review

Author(s): Edwin Linkomies

Review by: Edwin Linkomies

Source: *Gnomon*, 12. Bd., H. 8 (Aug., 1936), pp. 415-421

Published by: [Verlag C.H.Beck](#)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/27675487>

Accessed: 20-01-2016 19:53 UTC

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.



Verlag C.H.Beck is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Gnomon*.

<http://www.jstor.org>

1. **Franz Altheim:** Terra Mater. Untersuchungen zur altitalischen Religionsgeschichte. Gießen: Töpelmann 1931. VIII, 160, II S. 8 M. (Religionsgeschichtl. Versuche u. Vorarbeiten. 22, 2.)
2. **Ernst Tabeling:** Mater Larum. Zum Wesen der Larenreligion. Frankfurt a. M.: Klostermann 1932. 104 S. 6 M. (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike. 1.)

Beide Arbeiten sind aus der Schule W. F. Ottos hervorgegangen, und Otto ist auch der Forscher, dessen Abhandlungen in ihnen am meisten in positivem Sinne angeführt werden. So ist denn in beiden Arbeiten dieselbe Methode leicht wahrnehmbar. Die Verfasser erkennen den Notizen, die von den römischen Schriftstellern zum Zwecke der Deutung und Erklärung religiöser Gebräuche oder Vorstellungen vorgebracht werden, sowohl prinzipiell als praktisch einen viel größeren Wert zu, als Wissowa und seine Schule zuzugeben geneigt waren. Sie machen den Versuch, aus der lückenhaften und fragmentarischen Überlieferung, die uns auf diesem Gebiete zu Gebote steht, viel weiter gehende Schlußfolgerungen zu ziehen, als man bis jetzt gewagt hat. Desgleichen legen sie in großem Maße Gewicht auf griechische Parallelen, die sie nicht nur zur Beleuchtung und Erläuterung heranziehen, sondern im deutlichen Gegensatz zu Wissowa als beweiskräftiges Material zur Ausfüllung der Lücken unserer Überlieferung betrachten. Ein ziemlich stark hervortretendes kombinatorisches, ja sogar konstruktives Verfahren ist somit für beide Arbeiten kennzeichnend. Überdies wird in beiden versucht, mit Hilfe sprachlicher Vergleichen religionsgeschichtliche Schlüsse zu ziehen.

Die Berechtigung eines kombinatorischen Vorgehens innerhalb gewisser Grenzen kann auf dem Gebiete der altrömischen Religion nicht geleugnet werden. Was wir von den ältesten Religionsvorstellungen der Römer aus unstreitig zuverlässigen Angaben wissen, ist so lückenhaft, daß man die Überlieferung unbedingt mit Wahrscheinlichkeitsschlüssen ergänzen muß, um irgendein, wenn auch unvollständiges Bild davon zu gewinnen, was die Römer in ältesten Zeiten geglaubt und verehrt haben mögen. Dies ist so selbstverständlich, daß es auch von dem kritischsten Forscher nicht bestritten wird. Am allerwenigsten will es der Ref. in Abrede stellen, der in seiner Arbeit *Auguralia und Verwandtes* (Helsinki 1921) versucht hat, gerade auf diesem Wege zu neuen Ergebnissen zu gelangen. Weil er aber von seinem gegenwärtigen Standpunkt aus in dieser Arbeit in einigen Punkten zu kühn vorgegangen ist, hat er um so größere Veranlassung, zu betonen, daß gerade auf dem Gebiete der Religionsgeschichte größte Vorsicht vonnöten ist, um Ergebnisse zu erzielen, von deren Richtigkeit auch andere als der Verfasser selbst und seine nächsten Meinungsgenossen überzeugt sein können. Man braucht

nur auf das schnelle Veralten der religionsgeschichtlichen Forschungsergebnisse hinweisen, wenn sie nicht Folgerungen aus sicheren und eindeutigen Tatsachen waren, sondern auf konstruktivem Boden lagen. Wieviel Scharfsinn ist auf diesem Gebiete verschwendet worden, ohne die Wissenschaft zu fördern!

Trotzdem muß man natürlich versuchen, weiter zu kommen. Die Erforschung der römischen Religion kann nicht bei den Ergebnissen stehen bleiben, die bisher gewonnen sind. Es ist zugleich selbstverständlich, daß man sich darum bemühen muß, Neues auch aus solchem Material herauszuholen, das der früheren Forschung als ausgeschöpft erschienen ist. Es ist der wissenschaftlichen Forschung eigen, daß sie immer in Bewegung ist, daß sie gleichsam einen fließenden Strom bildet. Dem Strom muß neues Wasser in Form neuer Gesichtspunkte zugeführt werden. Denn falls man als sicher anzusehen beginnt, was einmal erreicht worden ist, schöpft man aus stehendem Wasser. Wenn aber dieser lebendige Strom einmal ins Stocken gerät, so ist das der Tod der Wissenschaft. Darum muß dasselbe Material immer von neuem bearbeitet werden. Das ist auf diesem Forschungsgebiete um so mehr nötig, weil die Ausgrabungen unaufhörlich neues Material ans Licht bringen, durch das oftmals die bisher bekannten Tatsachen erst in gehörige Beleuchtung gerückt werden. Desgleichen ist die altitalische prähistorische wie geschichtliche Forschung auf eine Stufe gelangt, von der es durchaus notwendig ist, auch die Probleme der altrömischen Religionsgeschichte zu betrachten.

Im Prinzip kann somit die Berechtigung einer solchen Forschung, die von den Verf. der zur Besprechung vorliegenden Arbeiten vertreten wird, gar nicht in Abrede gestellt werden. Nur wird es schwierig sein, das methodische Bedenken zu unterdrücken, daß beide Verf. zu Gunsten ihrer Theorien zu viel von solchen Notizen antiker Schriftsteller Gebrauch machen, die schon an sich mehrdeutig sind und die außerdem von spekulativer Art sein können und keine sichere Kenntnis widerzuspiegeln brauchen. Die Verf. sind nicht frei von dem Fehler, daß sie die schlechtere Überlieferung der besseren darum vorziehen, weil jene sich leichter mit ihren Vermutungen vereinigen läßt. Auch haben sie ein allzu großes Vertrauen zur Beweiskraft der griechischen Parallelen. So kann der Ref. nicht umhin, dem hauptsächlich negativen Urteil beizupflichten, das von Martin P. Nilsson über beide Arbeiten abgegeben worden ist (DLZ. 1931, 2358ff. 1933, 172ff.). Meine Gründe werden im einzelnen aus dem Folgenden hervorgehen, wo ich die Arbeiten jede für sich behandle.

1. Die Altheimsche Arbeit ist eine Sammlung von Einzeluntersuchungen, die dem Kreise der Erdgottheiten gewidmet sind. Sie bildet eine direkte Fortsetzung der Arbeit «Griechische Götter im alten Rom», die von Rose in dieser Zeitschrift besprochen wurde (1931, 26ff.). Wieder steht, wie der Verf. im Vorwort sagt, das Problem Altitalien im Mittelpunkt. Diesmal kommen Liber und Libera, Anna Perenna, Ceres, Tellus und Flora zur Behandlung. A. glaubt zeigen zu können, daß diese Erdgottheiten sich nicht auf die Förderung des Wachstums beschränken, sondern daß daneben eine Verbindung mit dem Reiche der Toten besteht. Es ist dieselbe Polarität der Funktionen, die seiner Meinung nach auch bei den entsprechenden griechischen Gottheiten zu finden ist. A. kommt denn auch zu dem Ergebnis, daß die erwähnten römischen Gottheiten griechischer Herkunft sind, obwohl sie nicht unmittelbar von den Griechen entlehnt zu sein brauchen. Als Vermittler werden zunächst die oskisch-sabellischen Stämme dargestellt, die einen beträchtlichen Vorsprung in der Rezeption der griechischen Kultur und insbesondere in der Hellenisierung des Kultes hätten. Dies versucht A. im ersten Abschnitt dadurch zu erweisen, daß er eine Grabmalerei des 5. Jh. aus Ruvo in Apulien als Chorus Proserpinae erklärt, der somit bei den Oskern viel früher als in Rom erscheine.

Im zweiten Abschnitt bemüht sich A. um den Nachweis, daß Liber und Libera von Anfang an griechische Gottheiten gewesen sind, obgleich die Liberalia in dem alten Festkalender vorkommen. Nach der Ansicht Wissowas beweise dies allein schon, daß Liber und Libera alteinheimische Götter seien. Nun dürfte es nicht viele Forscher geben, die bei der Auffassung Wissowas von dem einheimischen Ursprung aller in dem alten Festkalender aufgenommenen Gottheiten geblieben sind. Es muß vielmehr als möglich angesehen werden, daß schon im alten Festkalender Götter vorkommen, die ursprünglich nicht römisch sind. Denn eine Aneignung fremder Gottheiten kann sehr leicht auch in den allerältesten Zeiten stattgefunden haben, wie die Religionsgeschichte beinahe aller Völker bewahrheitet. Aber wenn man dem Verf. in diesem Punkt Recht geben muß, kann man doch nicht allein deswegen, weil Liber später mit Dionysos identifiziert wurde, die Folgerung ziehen, daß Liber von Anfang an nichts als der griechische Dionysos gewesen wäre. Denn es verhält sich doch mit der Sache so, daß die Römer zweifelsohne ihre eigenen Götter gehabt haben, bevor der griechische Einfluß sich, sei es auch nur mittelbar, bei ihnen bemerkbar gemacht haben kann. Auch ist es sehr wenig glaubhaft, daß die alten einheimischen Götter sogleich aufgegeben wurden, als man die neuen kennen lernte.

A. erkennt kein einziges Argument als gültig an, das für die Existenz eines einheimischen Gottes Liber angeführt worden ist. Vielmehr geht nach seiner

Meinung aus allen den Liber betreffenden Angaben die völlige Identität des römischen Gottes mit Dionysos hervor. Es muß wirklich zugestanden werden, daß die Notizen, die sich auf Liber beziehen, seinen römischen Ursprung kaum erweisen können. Sie rühren ja aus einer Zeit her, in der Liber schon längst mit Dionysos identifiziert worden war. Dennoch kann die bisherige Auffassung sich auf einen sehr starken Grund stützen. Das ist der deutlich römische Name des Götterpaares. Schon an sich ist es schwer anzunehmen, daß in so alten Zeiten wie in den in Frage kommenden eine Übersetzung zweier Götternamen stattgefunden habe. Vor einer solchen Annahme schreckt der Verf. jedoch nicht zurück. Um sie aber auch nur einigermaßen glaubwürdig zu machen, muß er seine Zuflucht zu überaus kühnen Konstruktionen nehmen. Er schließt, daß Dionysos in Griechenland unter dem Namen *Ἐλευθερος* verehrt worden sei. Zum Beweis dafür genügt ihm eine isolierte Notiz des Hesych, wonach Dionysos in Athen und in Eleutherai so genannt worden wäre. Die Folgerung ist fertig: in Eleutherai hieß Dionysos *Ἐλευθερος* und an seiner Seite stand eine Göttin, die Nymphe *Ἐλευθέρα*. Von dieser habe der Ort seinen Namen empfangen. Das auf diese Weise konstruierte Götterpaar sei das Vorbild des römischen Paares Liber und Libera gewesen. Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß die Götter von Eleutherai durch Kolonisten aus der Nachbarstadt Tanagra nach Kyme gebracht wurden und dann durch Vermittlung der oskisch-sabellischen Stämme von Kyme aus ihren Einzug in Rom gehalten haben (30f.). Somit habe man die Namen zweimal übersetzen müssen, eine Annahme, die keineswegs geeignet ist, die Glaubwürdigkeit der Konstruktionen zu erhöhen. Jedenfalls scheint man auf sehr viel sichererem Boden zu stehen, wenn man das Götterpaar für einheimisch hält und mit ähnlichen Paaren wie Faunus-Fauna, Cacus-Caca in Verbindung bringt, wie es bisher mit guten Gründen geschehen ist.

Im folgenden Abschnitt erörtert A. die Verbindung von Maske und Totenkult und erklärt das in dem bekannten etruskischen Fresko vorkommende Wort *persu* als den Totengott und nicht die Maske selbst bezeichnend. Aus dem Namen des Totengottes sei dann lat. *persona* hergeleitet. Die mit diesem Namen bezeichnete Maske sei also ursprünglich als Abbild des Totengottes gefaßt worden. Diese Vermutung erscheint dem Ref. sehr ansprechend.

Doch geht der Verf. zu weit, wenn er den Gebrauch der Maske überhaupt immer mit dem Totengott in Verbindung stellt. So kann ich keineswegs seiner Auffassung beipflichten, daß die *oscilla*, die beim Fest des Liber an Fichten aufgehängt wurden, dem Dionysos als Totengott galten und den italischen Liber als mit Dionysos identisch erwiesen. Denn einer solchen Annahme widerspricht das echt lateinische Wort *oscillum*, das sich deutlich von *persona* unterscheidet. Obwohl also *persona* ursprünglich das Abbild des Totengottes gewesen sein mag, braucht das nicht *oscillum* gewesen zu sein. Hier wie auch sonst zeigt sich beim Verf. eine allzu große Neigung zur Verallgemeinerung.

Auch Anna Perenna stellt A. in die Reihe der Gottheiten, die einerseits solche der Erde, andererseits solche des Totenreiches sind. Er lehnt mit W. F. Otto die übliche Deutung als Jahresgöttin ab und betrachtet Anna Perenna als eine Indigitation der Ceres. Der Name sei etruskischer Herkunft. Diese Auffassung stützt er darauf, daß auf der oskischen Bronzetafel von Agnone die Götternamen *ammai kerrivai* und *pernai kerrivai* (Dat. Sing.) erscheinen. Somit sei der ursprüngliche Name der Anna Perenna etwa **Amma Perna*. *Amma* und *Anna*

seien als Lallnamen nebeneinander erschienen. Die Römer und die Osken hätten je auf ihrer Seite die Göttinnen von den kampanischen Etruskern empfangen. Dies alles ist schon ziemlich kühn. Noch kühner aber und noch weniger glaubhaft ist es, wenn A. den Namen *Perna* mit dem Namen des Totengottes *persu* etymologisch verbinden will, so daß es im Etruskischen eine Wurzel *per / per* gäbe, die zur Bildung von Namen chthonischer Gottheiten gedient hätte und zu der sogar der Name *Feronia* gehörte! Die Errungenschaften der etruskischen Sprachwissenschaft motivieren kein so verwegenes Vorgehen. Auch mit den gewaltsamsten Auslegungen der Überlieferung ist es dem Verf. nicht geglückt, Anna Perenna zur Totengöttin zu machen.

Das Angeführte genügt, um die Arbeitsweise des Verf. zu charakterisieren. Es sei noch hinzugefügt, daß der Auffassung von der ursprünglichen Identität der Ceres (und Tellus) mit Demeter dieselben Gründe widersprechen, die betreffs Liber und Libera vorgelegt wurden. Die mit dem Wachstum verknüpften Glaubensvorstellungen gehören gewöhnlich zur ältesten religiösen Erbschaft der Völker. Die Römer müssen zweifelsohne vor dem Auftreten des griechischen Einflusses Gottheiten des Wachstums gehabt haben, und was ist natürlicher, als daß dies gerade Liber, Ceres und Tellus gewesen sind, zumal sie alte einheimische Namen tragen. Dasselbe gilt von Flora, deren Identität mit Demeter keineswegs damit bewiesen ist, daß A. auch in ihr die Polarität der Funktionen als Gottheit des irdischen Wachstums und der Toten gefunden zu haben glaubt. Übrigens ist alles, was über Flora handelt, seinem Werte nach sehr problematisch. Auch in dem letzten Abschnitt, der der Bronzetafel von Agnone gewidmet ist, zeigt A. dieselbe Neigung, aus dunkeln Quellen zu vieles und zu sicheres herauszulesen.

Obwohl ich den Folgerungen A.s nur in geringem Maße zustimmen kann, weil sie in den meisten Fällen auf lauter Vermutungen und losen Kombinationen begründet sind, bin ich weit entfernt, die Arbeit als Ganzes kurzweg abzulehnen. Arbeiten dieser Art sind nötig, um die Wissenschaft vorwärts zu bringen. Aber alles, was A. vorgelegt hat, bedarf einer genauen Nachprüfung. Vielleicht wird sich dann in seinem Buche mehr Wertvolles finden, als ich darin gefunden habe. Wie dem auch sei, es wäre sehr gefährlich, wenn die Darlegungen A.s als vollhaltige Ergebnisse der Wissenschaft verwertet würden. Denn das sind sie wenigstens vorläufig nicht.

2. Der rote Faden der Tabelingschen Arbeit ist derselbe wie bei Alheim: Die Erdgottheiten sind zugleich Götter des Totenreiches. Das will der Verf. für die Laren und die Gottheiten nachweisen, die er in denselben Kreis einschließt. Er geht von Mater Larum aus, welche er auf Grund der Arvalakten des Jahres 240 n. Chr. als eine ähnliche Gottheit wie Hekate, die unheimliche Göttin der Erdtiefe, ansieht. In dieser

Hinsicht scheint die Beweiskraft der i. J. 1914 zuerst veröffentlichten Akten wirklich ausreichend zu sein, denn der Ref. kann nicht daran glauben, daß die Worte *Matri Larum* in den fraglichen Akten eine Interpolation wären. Desgleichen scheint mir T. recht zu behalten, wenn er nach W. F. Otto feststellt, daß Mater Larum auch Mania hieß, wenn auch nicht alles, was er für seine Ansicht vorbringt, beweiskräftig ist. Als Beweis für die Identität der beiden Göttinnen reicht m. E. Varro l. l. 9, 61 verglichen mit Arnobius adv. gent. 3, 41 völlig aus. Denn T. hat zweifelsohne recht, wenn er betont, daß die Identität von Varro als eine allgemein bekannte Tatsache und keineswegs als ein Ergebnis eigener Spekulation erwähnt wird. Der Verf. hat aber dieselbe Neigung wie Altheim, allerlei griechisches Vergleichungsmaterial heranzuziehen, das nur unter der Voraussetzung etwas zu beweisen vermöchte, daß der griechische Ursprung der betreffenden römischen Gottheiten schon feststände. So ist das, was er aus griechischem Vorstellungskreis über das Verhältnis der *dea Mania* zu der Vielheit der *maniae* vorbringt, von beinahe keinem Belang. Besseres Glück hat er auch in seinen sprachlichen Erklärungsversuchen nicht. Er will die im Namen der Laren vorliegende kurzvokalische Wurzel *lār-* mit der langvokalischen Wurzel *lāre-* in den Worten *lārva* und *Lārenta* verbinden, um auf diese Weise die Laren und Larven als verwandte Gottheiten feststellen und die Mater Larum mit Acca Larentina identifizieren zu können. Die sprachlichen Schwierigkeiten, die einer solchen Auffassung im Wege stehen, hat er nicht fortgeräumt. Immer noch ist die Quantitätsverschiedenheit unerklärt, d. h. auch die Verbindung der betreffenden Gottheiten ist nicht zulässig.

Nicht besser ist es dem Verf. gelungen, Acca Larentina ursprünglich als eine echte Wölfin zu erweisen, die nahe in den Kreis des Wolfsgottes gehöre. Auf Grund ätiologischer Sagen geht es gewiß nicht an, so weitgehende Schlüsse zu ziehen. Obwohl die römischen Sagen eine etwas größere Bedeutung haben können, als Wissowa zuzugeben geneigt war, darf man sie in keinem Falle in dem Maße für bare Münze nehmen, wie es der Verf. tut. Im besonderen ist die Dea Tacita-Sage, die von Ovid erzählt wird, schon deswegen sehr verdächtig, weil die Angabe Ovids, daß die Göttin *Lara* ursprünglich *Lala* geheißen habe, offenbar Erfindung des Dichters ist. Desgleichen kann ich nur als ziemlich wertlos alles bezeichnen, was der Verf. vom Verhältnis der Mater Larum zum Mond und zur Geburt vorlegt. Ebenso wenig hat T. triftige Gründe zu behaupten, daß die Laren wahrscheinlich ursprünglich als Hunde vorgestellt worden seien. Das sind Spekulationen, die den sicheren Boden der Tatsachen weit hinter sich lassen.

Alles in allem bietet die Arbeit T.s ziemlich wenig überzeugende Ergebnisse. Aber dem Verf. muß zum Verdienst angerechnet werden,

daß er sich nicht gescheut hat, schwierige Probleme in Angriff zu nehmen. So will ich auch über die Tabelingsche Arbeit kein kurzweg ablehnendes Gesamturteil aussprechen, sondern erkenne gern an, daß ich von ihr Anregungen empfangen habe. Aber bei der wissenschaftlichen Benutzung dieser Arbeit ist die größte Vorsicht vonnöten.

Helsinki (Helsingfors)

Edwin Linkomies

Clemens Bosch: Die kleinasiatischen Münzen der römischen Kaiserzeit. T. 2: Einzeluntersuchungen. B. 1: Bithynien. 1. Hälfte. Stuttgart: Kohlhammer 1935. 298 S. 40 M.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der kleinasiatischen Münzen der römischen Kaiserzeit wird seit langem von der Forschung gefordert und ist eine der unentbehrlichen Voraussetzungen zu einer Geschichte des römischen Reiches, die diesen Namen verdient. Frühere Ansätze zu einer Gesamtkatalogisierung des reichen Materials und seiner Deutung, so vor allem der *Recueil Général des monnaies d'Asie Mineure* Waddington-Reinach und das *Corpus* der preußischen Akademie ließen befürchten, daß diese Aufgabe die Kräfte einzelner Gelehrter so gut wie reich dotierter wissenschaftlicher Institutionen übersteigt, und daß ihr Gelingen entweder an unzulänglicher Bewältigung des Gesamtstoffes oder bei hinreichender Akribie an der Isolierung allzu geringfügiger Teilgebiete werde scheitern müssen. Wenn auch die genannten Werke sich nicht auf die Münzen der römischen Kaiserzeit beschränkten, sondern die kleinasiatischen Münzen schlechthin zu bearbeiten unternahmen, so ist auch bei der Begrenzung auf die Zeit von Augustus bis Gallienus, wie sie Bosch wählte, bei 351 selbständig prägenden Städten das Material so umfangreich und die Aufgabe so gewaltig, daß allein schon sie aus freiem Entschluß anzupacken und Jahre hindurch aus eigenen Kräften zu verfolgen, Anerkennung verdient.

Der vorliegende Halbband ist nur ein Bruchteil des beabsichtigten Gesamtwerkes, läßt aber die Anlage des Ganzen und die Durchführung im einzelnen hinreichend erkennen. Die Grundlage ist das Münzverzeichnis in geographischer Anordnung nach den achtzehn kleinasiatischen Landschaften, das mit allen notwendigen Angaben in übersichtlicher Tabellenform gedruckt und durch hinreichende Tafeln erläutert etwa sechs Bände umfassen wird. «Der Katalog ist heute in dem Zustand, daß er jederzeit in seiner Gesamtheit veröffentlicht werden könnte. Es ist aber beabsichtigt, nur jeweils den Teil des Kataloges herauszugeben, zu dem auch die Einzeluntersuchungen ausgearbeitet vorliegen, damit nicht bei dem ständigen Zuwachs an neuem Material während der Publikation